



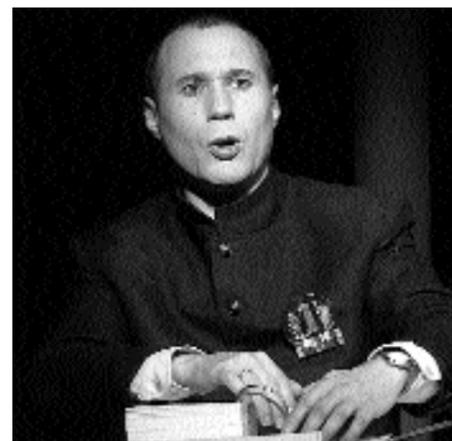
Fotos (3): Detlev Müller

# Nichts vergessen?

Vier Tage lang beamte sich das Freiburger Theater am Himmel-fahrtswochenende zurück in die Zeiten der guten alten DDR. Das mahnende Motto: „Vorwärts und nichts vergessen!“

Knut Lennartz

Das Freiburger Theater hatte keine Sorgen, vier Tage lang am verlängerten Himmelfahrtswochenende seine Besucher auf eine Reise zurück in die DDR einzuladen. Vier Produktionen aus dem laufenden Repertoire sind genuine DDR-Stücke: „Die Aula“ nach dem Roman von Hermann Kant, Ulrich Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“ und „Die Legende von Paul und Paula“, aus der Abteilung heiteres Musiktheater Gerd Natschinskis „Messe-schlager Gisela“, eine rührende Ge-schichte vom Sieg der DDR-Mode über die Pariser Haute Couture, die zu DDR-Zeiten keiner ernst nahm, die sich aber heute in den neuen Bundesländern wach-sender Beliebtheit erfreut. Auch Peter Dehlers Theaterversion nach den dani-schen „Olsenbanden“-Filmen ist inzwi-schen stillschweigend zum DDR-Erbe erklärt worden. Deren Traum von der großen weiten Welt endete wie der so vie-ler DDR-Bewohner entweder im Knast



oder im tristen Arbeiter-Vorortviertel. Nichts vergessen – diese leicht abgewan-delte Forderung aus dem „Solidaritäts-lied“ ist nie falsch. Nichts vergessen heißt aber auch, nichts verklären und nichts verdrängen. Das ist leicht gesagt und schwer getan. Wer heute in Freiberg die Inszenierungen der Plenzdorf-Stücke oder der „Aula“ sieht – alle handwerklich sorgsam in Szene gesetzt von Tamara Korber –, kann kaum noch nachvollzie-hen, was sich zum Beispiel im Umfeld von Plenzdorfs Schwedter Urauf-führungsinzenierung des „Paul und Paula“-Stoffes zugetragen hatte. Ge-plante Aufführungen in Berlin und Erfurt waren verboten worden. Dem Stück haf-tete der Ruch des Subversiven an. Als kulturpolitisches Feigenblatt genehmigte man schließlich die Uraufführung im fer-nen Schwedt. Freya Klier hatte sie insze-niert, und in der Premiere spürte man die knisternde Spannung. Bis zur General-probe war ungewiss, ob die Aufführung überhaupt gestattet würde, nicht auszu-schließen, dass man mit gefügigem Par-teivolk noch in der Premiere einen „Skand-al“ provozieren könnte. Der blieb aus, aber die Regisseurin bekam danach kein Bein mehr auf den DDR-Boden und wurde bald darauf in den Westen „ent-sorgt“.

Andreas Kuznick in Andreas Pannachs „Das Vorzimmer“.

nette Kerls. Das Programmheft der Insze-nierung ist eine Wundertüte. Jeder greift neugierig rein, wie auf dem Jahrmarkt, und zieht vergnügt alte DDR-Produkte ans Tageslicht: Florena-Badegel, Burger Knäcke-Brot, Mona-Kaffee. Die ganze Inszenierung wirkt wie eine Werbeshow für die DDR. Die Leute, die vom legen-dären Paul- und Paula (später Laura)-Paar erzählen, sind ein reines Abbild der von der Partei doch immer herbeigesehn-ten *Sozialistischen Menschengemein-schaft*, wie das so schön euphemistisch hieß. So hat die Inszenierung einen heite-ren Grundton, der suggeriert: Es war doch eigentlich gar nicht so schlecht in der DDR. Gut, erst der Invalide Paul darf als Frührentner in den Westen. Aber ging deshalb die Welt unter? Das Selbstver-ständliche, das wir heute genießen, erscheint im Rückblick als durchaus ent-behrlich. Im Kiez war man jedenfalls geborgen, und um Paul in der Lebens-krise kümmerte man sich. Wer fragt da nach den Motiven? Und so wurde aus Plenzdorfs einst so subversiv gemeinten Text ein anheimelnder Heimatabend. Wie soll man aber auch Jugendlichen heute erklären, dass vor zwanzig Jahren die simple Frage nach Bierbüchsen (Westprodukt!) schon als Provokation empfunden wurde, vom Krüppel, der im Rollstuhl die Grenze passiert und dort, im Westen, wider alle medizinische Erkenntnis, zu einem wilden Sexualleben fähig wird, ganz zu schweigen.

Ähnlich ergeht es der „Aula“, ähnlich dem „Jungen W.“, obwohl in dieser Inszenierung noch am ehesten auch junge Leute den Grundkonflikt nachvollziehen können: die Probleme eines unangepas-sen Jugendlichen, der sich nicht so ohne weiteres in eine fest gefügte Gemein-schaft einbinden lässt. Dessen Tod –

Links: Andreas Torwester (Iswall) und Michael Berger (Trullesand) in Her-mann Kants „Die Aula“. Rechts: Tamara Korber in „Die Geschwister“ nach Brigitte Reimanns Erzählung.



Selbstmord oder Unfall – missfiel sei-nerzeit den Verfechtern der reinen sozia-listischen Lehre. Genau besehen folgte aber auch Plenzdorf der damals vorherr-schenden „Ankunftsliteratur“. Auch sein Held ist auf dem besten Wege zum nüt-zlichen Mitglied des *Kollektivs*, wenn da nicht ein dummer Unfall gewesen wäre. Dass die erbärmlichste Figur im Stück ausgerechnet einst Mustergenosse der Nationalen Volksarmee war und sich nun als Literatur studierender pedantischer Kleingeist durchs Leben langweilt, war eine der vielen kleinen Frechheiten, die sich Plenzdorf leistete, die damals berufs-gefährdend riskant waren. Wen regt das heute noch auf?

Die im Osten und in vielen Familien immer noch schwärende Wunde „Repu-blikflucht“ wurde auch in Freiberg ge-leckt, nicht nur in Kants „Aula“ ist davon die Rede (auch wenn sich der Republik-flüchtige da zum guten Schluss als Kund-schafter in Mielkes Auftrag entpuppt), sondern auch in der frühen Erzählung „Die Geschwister“ von Brigitte Rei-mann. Hier geht es – noch vor dem 13. August 1961 – um die Gewissensnot einer jungen Frau, die vor der Frage steht, den beabsichtigten Ost-West-Wohnortwechsel ihres Bruders durch Verrat an die Behörden zu unterbinden. Ingolf Huhn hat die Erzählung als Solo-abend für Tamara Korber bearbeitet. Untermalt werden die Seelenqualen der Frau mit Kinder- und Friedensliedern im

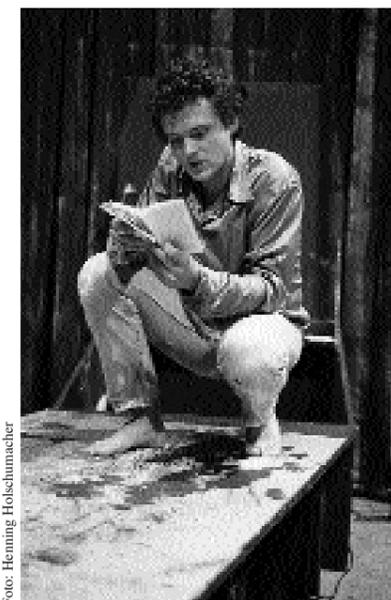
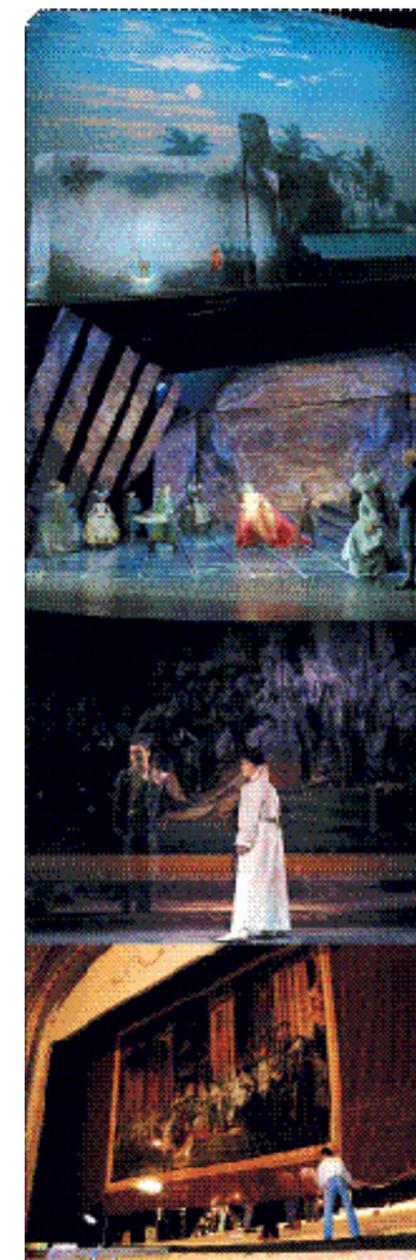


Foto: Henning Holschumacher

Freiberg hat an vier Tagen die DDR noch einmal aufleben lassen, und das Publi-kum ging mit, die Älteren sicher auch aus Gründen selig verklärender Vergangen-heitsbewältigung, die Jüngeren genossen vorurteilsfrei den Blick zurück in eine Welt, die ihnen mit all ihren sorgsam gepflegten Polit-Ritualen so fremd erscheinen muss, wie ein Naturfilm über die ausgestorbenen Dinosaurier.

Vorwärts und nichts vergessen – die gut gemeinte Absicht des Freiburger Thea-ters war übersehbar. Die Freiburger wählten Stücke, die in ihrer realistischen Struktur ein scheinbar getreues Abbild vom DDR-Alltag vermittelten. Stücke von Heiner Müller etwa oder auch von Volker Braun, passten nicht in die-ses Raster.

Stephan Dornich als Edgar Wibeau in „Die neuen Leiden des Jungen W.“



neu! neu! neu!

forealistische Bühnenbilder

12 x 12 Meter ohne Naht

3-Faden Gobelintüll in unbegrenzter Breite mit unsichtbarer Naht

alle theaterüblichen PVC-Folien in unbegrenzten Ausmaßen

**BIG IMAGE SYSTEMS**

Ruhledorfer Str. 75 - 14522 Spandorf  
Tel 03329/60 50 00 - Fax 03329/61 37 00  
Info@big-image.de - www.big-image.de

## WWW.HEIMAT.LE

### Was ist Heimat? Das Leipziger Schauspiel ging dieser Frage nach

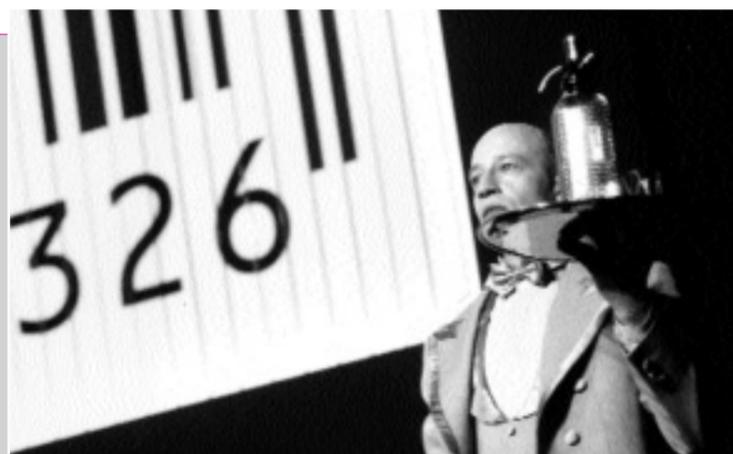
Nach drinnen ging's in die „Heimat“, nach draußen ins „Exil“. Mit einem simplen Schildertausch an den Theatertüren stieß die Künstlerin Silke Koch die Besucher, wenn sie hinsahen, gleich ins Thema. Denn mit elf Inszenierungen an einem Abend bot das Leipziger Schauspiel nicht nur ein Spektakel, das in modischen Computerchinesisch „www.heimat.le“ hieß. Es bot auch viele Fragen, Ansichten, Versuche zum Thema „Heimat“, fern von Leitkultur-Gefasel und jeglicher Tümelei.

Gespielt wurde in drei Runden, die erste war obligatorisch: Wolfgang Engels Inszenierung von „Die Unvernünftigen sterben aus“. Ein schmaler, schwarz ausgeschlagener Streifen der großen Bühne war Spielort für Peter Handkes

Heiterkeit; nachdenklich stimmte der Bericht einer Frau, die nach einem Unfall mit der Erinnerung auch ihre Wurzeln, Heimat und Identität verlor.

Um Erinnerungen, deren Verschiebung, auch (politische) Instrumentierung, sollte es bei einer Uraufführung im wahrscheinlich kleinsten Spielort gehen. In Vladimir Sorokins „Die russische Großmutter“ variierte Barbara Trommer dreimal den Monolog vom Leben heute, vom Überleben im Krieg. Regisseur Sascha Bunge setzte die Video-Erinnerung seiner Großmutter dagegen und ließ sie (stumm) auftreten. Doch das 40-Minuten-Stückchen trägt das Thema nicht, Gags wie ein singender Kochtopf werden überstrapaziert. Da war die zweite Uraufführung des

Spektakels von anderem Kaliber. Fritz Katers „Vineta (oderwassersucht)“ spielt in Frankfurt/Oder 1992 – unter denen, die dageblieben und denen, die wiedergekommen sind. Ihre Hoffnungen und Illusionen verloren haben sie alle und bleiben nur in der Heimat, weil sie keine Alternative wissen. Ausstatter Franz Lehr hat dafür hinter dem Eisernen Vorhang eine Plattenbaufassade flachgelegt, ein wunderbarer Spielort für Regisseur Markus Köbelis und sein gutes Ensemble,



Michael Schrodt in Wolfgang Engels Handke-Inszenierung „Die Unvernünftigen sterben aus“.

in dem Susanne Böwe als Charlotte, Trinkerin mit losem Mundwerk, herausragt.

Komisch und bitterböse zugleich wurde es schließlich in der *Neuen Szene*, wo Herbert Olschok Markus Köbelis „Holzers Peepshow“ inszenierte. Rotweiß-karierter Vorhang, eine verwinkelte Bauernstube mit Kachelofen und Fernseher: das Nest Kleinseelen ist eine Idylle – für die, die wieder wegfahren (können). Für die Holzers – Vater, Mutter, zwei Kinder, Großvater –, ist es eine lästige Heimat, weil sie weder Job noch Heimeligkeit bietet, nur Ödnis. Da hat Sohn Hans die Idee: Sollen die Touristen doch ihre Idylle kriegen, beim Blick ins Holzer-Wohnzimmer, gegen Geld. Und die nun beginnende Containerspirale führen Olschok und sein Ensemble konsequent auf die Spitze: Marionettenhaftes Bauerntheater im Takt der sich öffnenden und schließenden Vorhänge. Ein kurzweilig-bissiger Abend darüber, dass Heimat auch die Hölle sein kann.

Ute Grundmann



Wolfgang Erhardt in der Versuchsanordnung „Weg! In die Heimat“.

satirisches Stück um den Machtmenschen Quitt, der glaubt, sich Gefühle leisten zu können. Frank Apitz ist ein wunderbar kantig-sentimentaler Querkopf inmitten von kühlem Kapitalisten-Geplauder. Was aber die „Unvernünftigen“ mit Heimat zu tun haben, wurde nicht recht deutlich.

In den folgenden zwei Runden konnte man dann – vorbei an Kunstinstallationen, einer Lauschecke und dem herüberwehenden Tom-Jones-Schmachtfetzen vom „Green, green grass of home“ – auswählen. Mehr Fragen als Antworten hatten die Schauspieler, die im kleinen *Horch und Guck* eine Versuchsanordnung boten: „Weg! In die Heimat“. Hat Heimat Geruch, Geschmack, gibt es dort Fernsehen, ist Zuhause zugleich Heimat? Ein DDR-Schulaufsatz von 1967 über das Jahr 2000 („Geld ist abgeschafft, jeder ist frei nach seinen Möglichkeiten“) erregte



Fotos (3): Rolf Arnold

Marionettenhaftes Bauerntheater: Markus Köbelis „Holzers Peepshow“.